

Warum ich bis heute in unserer SELK geblieben bin

Vortrag in Witten am 9. April 2016

Wie von Pastor Schneider vorgeschlagen, soll das, was ich Ihnen sagen möchte, durchaus *persönlich* sein. In dem Persönlichen soll aber erkennbar auch eine *sachliche* Ebene durchklingen. Denn nur so kann es übertragbar sein auf unsere kirchliche Gemeinschaft und damit interessant werden für andere.

1) Ich bin in unserer SELK geblieben, weil hier mein angestammter Platz ist.

Ich bin familiengeschichtlich tief verwurzelt in der so genannten altlutherischen Kirche, einer Vorgängerkirche unserer heutigen SELK, die ja erst 1972 durch den Zusammenschluss lutherischer Freikirchen entstanden ist. Mein Vater war Pfarrer der lutherischen Kirche, ebenso einer meiner Großväter. Eine meiner Großmütter war wie schon ihr Vater an der lutherischen Schule in Berlin tätig. Die andere hatte eine Ausbildung als Erzieherin in den Samariteranstalten in Fürstenwalde gemacht, einer damals mit der altlutherischen Kirche verbundenen diakonischen Einrichtung. Unter den allerersten Gemeindegliedern unserer Berliner und unserer Korbacher Gemeinde waren Ururgroßeltern von mir. Meine Familie war also von Anfang an dabei. Hier gehöre ich hin. Im altlutherischen Kirchenblatt findet sich bereits folgende Familienanzeige: „Volker. Der gütige Gott schenkte unserm Hartmut ein gesundes Brüderchen. In dankbarer Freude Käthe Stolle, geb. Marth, Albrecht Stolle, Pastor. Stolp, am 27. Februar 1940. Holzstr. 4“ (KELG 1940, 59). Also schon ehe ich getauft war, wurde ich in die Gemeinschaft unserer Kirche eingeführt.

Und ich denke, das wird auch bei vielen anderen hier so sein, dass sie zur SELK gehören, weil sie da hineingewachsen sind, ohne unbedingt eine eigene persönliche Entscheidung gefällt zu haben, sich ausgerechnet dieser Kirche anzuschließen. Familienbande sind oft auch kirchliche Bande. Und das heißt natürlich auch, dass ich mich freue, mit so vielen lieben Menschen in dieser Kirche – und auch in dieser Runde – verbunden zu sein.

Auf einem Allgemeinen Pfarrkonvent früherer Jahre meinte ein Pastor, dass er mit seiner Meinung in der Diskussion besonderes Gewicht beanspruchen dürfe, weil er ja von Gott

durch einen bewussten Entscheidungsschritt aus der Landeskirche in unsre Kirche hineingeführt worden sei. Ich entgegnete ihm damals, auch ich sehe es durchaus als eine Führung Gottes an, dass ich von Kind an dieser Kirche angehöre und ihr immer noch angehöre. Gottes Führungen zeigen sich nicht nur in irgendwelchen spektakulären, außergewöhnlichen Ereignissen, sondern geschehen meist ganz unspektakulär in ganz unscheinbaren Abläufen. Das Arbeitsfeld Gottes ist genauso wie die sonntägliche Festlichkeit auch die oft graue und öde Alltäglichkeit. Das kann man besonders eindrücklich bei Luther nachlesen. „Es ist als ein sehr gering Ding anzusehen, dass eine Magd im Hause kocht, spült, kehrt und andere Hausarbeit tut. Aber weil Gottes Befehl da ist, so kann solch gering Werk anders nicht denn ein Gottesdienst gerühmt werden, und übertrifft weit aller Mönche und Nonnen Heiligkeit und hart Leben“ (WA 13,2358; 1532: WA 52, 469-473). Gottes Weisung liegt also meist schon darin, dass wir ganz unspektakulär unsern Platz einnehmen, an den wir nun einmal gestellt sind. Erst wenn sich ein offensichtlicher Widerspruch zu Gottes Wort ergibt, kann sich daraus die Forderung zu einem Platzwechsel ergeben.

2) Ich bin in unserer SELK geblieben, weil diese Kirche mich in ihren Dienst gerufen hat.

Vor fast genau 50 Jahren wurde ich ordiniert. Damit hat mich meine Kirche in Dienst genommen. Einige Jahre war ich beurlaubt, sonst aber hat mir meine Kirche verschiedene Aufgaben übertragen, die ich wahrgenommen habe, bis die Kirchenleitung der SELK mich vor elf Jahren in den Ruhestand versetzt hat. Nach lutherischem Verständnis ist eine unmittelbare Berufung durch Gott, Christus und den heiligen Geist wie bei den Propheten und Aposteln eine höchst seltene Angelegenheit. Die Regel ist eine mediate Berufung, also eine Berufung durch die Kirche. Diese Berufung durch die Kirche soll als Gottes Berufung angenommen werden. Das habe ich getan.

Mein Doktorvater, Professor Rengstorf, hat einmal einem Studenten, der ihm gegenüber Zweifel äußerte, ob es wirklich Gottes Wille sei, dass er den Beruf eines Pfarrers anstrebe, geantwortet: Herr soundso, Ihre Aufgabe ist, mit allem Fleiß und aller Hingabe Theologie zu studieren. Um Ihre Berufung müssen Sie sich keine Sorge machen; dafür sorgt die Kirche.

Das bedeutet aber auch, dass die Kirche ihre Verantwortung wahrnimmt. Als es einmal zu kritischen Äußerungen bezüglich der Arbeit der Fakultät an den Hochschule in Oberursel

kam, habe ich der Kirchenleitung gesagt: Ihr habt mich auf diesen Posten berufen; wenn ihr mich hier inzwischen an der falschen Stelle seht, dann ist es eure Sache, mich in eine andere Aufgabe zu berufen. Ich selbst habe das nicht zu entscheiden. Ich bin also in unserer SELK geblieben, weil diese Kirche mir meinen Dienst zugewiesen hat.

3) Ich bin in unserer SELK geblieben, weil diese Kirche von mir eine kritische Haltung erwartet.

Als die damalige Evangelisch-Lutherische (altlutherische) Kirche mich *Misericordias Domini* 1966 ordiniert hat, hat sie mich zugleich auf die heilige Schrift verpflichtet. Sie hat von mir also nicht kritiklosen Gehorsam in meinem Dienst gefordert, sondern mich von aller menschlichen Herrschaft befreit. Statt von mir Gehorsam gegenüber denen da oben zu fordern, hat sie sich selbst mit mir zusammen unter die uns gemeinsame Autorität des Wortes Gottes gestellt. Die Konkordienformel erklärt: Es „bleibt allein die heilige schrift der einige Richter, Regel und Richtschnur, nach welcher als dem einigen (einigen) Probirstein sollen und müssen alle Leren erkant und geurteilt werden, ob sie gut oder böß, recht oder unrecht sein“ (BSELK 1218). Das war ein ungemein emanzipatorischer und befreiender Akt. Die Kirche hat mir ermöglicht, alle ihre Entscheidungen meinerseits an einer auch für sie unverfügbaren Autorität zu überprüfen.

Aus meiner Zeit als Missionsdirektor weiß ich, welche Bedeutung gerade dies für afrikanische Christen hatte, als diese noch in bürgerlicher Unfreiheit lebten. Die emanzipierende Kraft gerade der Bindung an Gottes Wort gilt ja nicht erst für Amtsträger, sondern immer schon für alle Gemeindeglieder, spätestens nach ihrer Konfirmation. Sie sind keinem Pastor oder Missionar ausgeliefert, sondern sind mündige Christen, die selbst anhand der Bibel nachvollziehen können, was ihnen gesagt wird. Mit unserer Taufe ist uns auch das Recht auf kritische Stellungnahme gegeben worden. Schon die Apostel unterwarfen sich dieser kritischen Instanz. In der Apostelgeschichte heißt es von den Zuhörern des Paulus in Beröa: „Sie forschten täglich in der Schrift, ob sich's so verhielte“ (Act 17,11). Es geht nicht um Nachplappern, sondern um eigene Meinungsbildung.

Daraus ergeben sich unausweichlich Spannungen. Unsere Kirche nimmt diese Spannungen bewusst an. Denn darüber, was die heilige Schrift sagt, gibt es in vielen Punkten immer wieder unterschiedliche Meinungen. Die muss man aushalten und tragen. Niemand kann seine

eigene Auslegung gegen das Schriftverständnis eines andern ausspielen. Es gibt keine Instanz über der heiligen Schrift außer Gott selbst. Gerade die lutherische Lehre folgt Luther darin, dass sie den Grundsatz annimmt: Der heilige Geist als Autor der Schrift ist auch der einzige authentische Ausleger der heiligen Schrift. Und wie sich der heilige Geist in jedem einzelnen Fall zu Wort meldet, darüber gibt es kein Ausschlussverfahren. Er kann sich jedes einzelnen Christenmenschen bedienen, wie und wann es ihm gefällt, wie unser Bekenntnis sagt.

In der Geschichte unserer Kirche wurde wiederholte Male eben diese – zugegebenermaßen schmerzliche – Erfahrung gemacht, dass man zusammenbleiben muss, auch wenn manche Fragen sich nicht so klären lassen, dass alle in ihrem Verständnis der Schrift übereinstimmen. So kam es in der altlutherischen Kirche zu einer vierzigjährigen Spaltung über die Frage, ob sich ein kirchenleitendes, gesamtkirchliches Amt, das über den gemeindlichen Pfarramt steht, aus der Bibel herleiten lasse. Die Frage wurde nie geklärt, aber man fand 1905 wieder zusammen; die praktische Notwendigkeit einer den einzelnen Gemeinden übergeordneten Leitung war unbestreitbar. Oder ein anderes Beispiel: Nach dem Zweiten Weltkrieg fanden die lutherischen Freikirchen lange nicht zusammen, weil sie das Miteinander von Gemeinde und Pfarrer unterschiedlich sahen und meinten, für ihre jeweilige Position sich auf Aussagen der heiligen Schrift berufen zu können. 1972 gelang dann doch der Zusammenschluss zur SELK: man formulierte eine Grundordnung, in der alle Seiten ihr Anliegen wieder finden konnten. Das Amt kann nicht ohne Gemeinde sein, und die Gemeinde nicht ohne Amt. Also ordnete man das Miteinander, indem man regelte, wie Gemeinde, Kirchenbezirk, Kirchenleitung und die beteiligten Kandidaten bei der Besetzung einer Pfarrstelle zusammenwirken. Über die theologischen Fragen macht man sich bis heute weiter Gedanken, und diese Diskussion wird bleiben. Und in der praktischen Umsetzung ergeben sich auch immer wieder Probleme. Damit muss man sich dann auseinandersetzen. Oder als weiteres Beispiel: Der Allgemeine Pfarrkonvent stellte 2001 zwei Positionen in seiner Mitte fest: „Die einen sehen die Ordination von Frauen zum Amt der Kirche durch den biblischen Befund ausgeschlossen; sie sehen in den Aussagen der Heiligen Schrift hinreichend eindeutige Weisungen, die eine Ordination von Frauen verwehren. – Die anderen sehen die Ordination von Frauen zum Amt der Kirche durch den biblischen Befund nicht ausgeschlossen. Dies wird unterschiedlich begründet. Einige können in der Heiligen Schrift keine eindeutigen Aussagen erkennen, welche die Ordination von Frauen verwehren. Andere sehen in der Heiligen Schrift hinreichen eindeutige Aussagen, die eine Ordination von Frauen zulassen.“ Allerdings ist es in dieser Frage bisher nicht gelungen, einen Weg zu finden, wie man mit

diesen beiden Verstehensweisen nun praktisch umgehen soll. Es fehlt an praktischen Konsequenzen, die beiden Seiten gerecht werden. Vorerst herrscht der Status quo, dass praktisch allein die erstgenannte der beiden Positionen Folgerungen im Leben der Kirche nach sich zieht. Dies ist natürlich höchst unbefriedigend.

Unsere Kirche hat immer wieder lernen müssen, dass die Unterstellung unter die heilige Schrift keine Uniformität herbeiführt. Im Gegenteil: Es gibt viel zu diskutieren, sich eben darüber auszutauschen, wie jede und jeder gerade zu ihrem Verständnis bestimmter Bibelstellen kommt. Es nützt nichts, dem anderen den rechten Glauben abzusprechen, wenn der bei aufmerksamem Wahrnehmen ein Gotteswort etwas anders versteht als man selber. Und es funktioniert auch nicht, das Gotteswort als Alibi zu verwenden, indem man behauptet, in der Bibel seien auch Fragen eindeutig entschieden, die sich zur Zeit ihrer Entstehung noch gar nicht stellten. Auch das Schweigen der Schrift ist zu respektieren. Luther hat einmal auf die Frage, was Gott vor der Schöpfung getan habe, geantwortet: Da hat er Ruten geschnitten für unnütze Frager. Die Verantwortung aber für Entscheidungen, die wir selber treffen, können wir nicht der heiligen Schrift unterschieben. Wie wir uns hüten müssen, uns zu viel heiligen Geist zuzuschreiben, so müssen wir uns auch davor hüten, uns zu wenig geistliche Vollmacht zuzuschreiben.

Es gibt kein Entkommen. Wer seine Kritikfähigkeit zugunsten von Harmonie aufgibt, passt nicht in unsere Kirche. Immer wieder wird in unseren Reihen ein Zwang zu völliger Einigkeit beschworen. Aber das kann nicht gelingen. Die Schrift allein ist letzte Autorität. Aber diese Schrift muss gelesen, wahrgenommen, verstanden und auf unsere heutige Zeit bezogen werden. Und deshalb zwingt die Schrift uns zum Austausch untereinander, zum Gespräch über unsere unterschiedlichen Leseweisen. Die Schrift ist nicht in sich eindeutig, sondern wird erst im kirchlichen Dialog klar und wegweisend. Als Professor in Oberursel hat unser späterer Bischof Rost einmal zu uns Studenten gesagt: „Wenn ich wissen will, was da steht, dann hilft mir die Lehre von der Verbalinspiration so viel wie das Schwarze unterm Fingernagel.“ Eine angebliche Klarheit der Schrift in sich selbst als Gottes Wort, das den Schreibern durch den heiligen Geist eingegeben ist, nützt mir gar nichts, weil sie mir so nicht zugänglich ist. Wenn die Schrift aber in Kommunikation mit Menschen tritt, dann stehen wir vor der Erfahrung, dass jede und jeder sie von ihrem eigenen Vorverständnis her hört. Schon das reine Abschreiben der Bibeltexte führte zu einer unendlichen Zahl von Varianten, weil auch Abschreiber sich Gedanken darüber machen, was sie da abschreiben, oder aber

bisweilen auch einfach unaufmerksam sind. Nur der Austausch untereinander kann zu mehr Eindeutigkeit helfen, nie aber zu völliger Übereinstimmung. Schon in frühen Jahren habe ich noch in der altlutherischen Kirche um solche mutige Selbstkritik gebeten mit einer kleinen Broschüre „Wille und Wirklichkeit“. Viel Wirkung hat sie nicht gezeitigt. Aber es bleibt doch die Bibel selbst als kritisches Gegenüber, das sich nicht vereinnahmen lässt, sondern uns zu kritischem Umgang mit unsern Denk- und Verhaltensweisen herausfordert.

4) Ich bin in unserer SELK geblieben, weil diese Kirche in ihren Bekenntnisschriften eine Leseanleitung für die heilige Schrift besitzt.

Die lutherische Reformation hat nicht etwa Luther zu einem Papst erklärt, der so erleuchtet gewesen wäre, dass er allein die Bibel richtig verstehen konnte und wir nur ihm seine Auslegungen nachplappern müssten. Die lutherische Reformation hat die Gemeinsamkeit eines „wir glauben, lehren und bekennen“ gesucht. Sie haben sich bemüht, ihren Glauben gemeinsam zu formulieren und dabei Bekenntnisse und Formulierungen aufgenommen, in denen die Kirche schon längst vor ihrer eigenen Zeit ihren Glauben in Worte gefasst hatten. Und sie haben mit eigenen Worten mit „dieser Zeit unserm Symbolo“ ihr Bekenntnis abgelegt. Sie haben dieses Bekenntnis auch nicht als Spezialbekenntnis einer neuen Sondergruppe in der Kirche gemeint, sondern als Bekenntnis der einen Kirche und haben deshalb alle andern Christen eingeladen, in dieses Gespräch mit ihnen einzusteigen. Melanchthon hat die Augsburgerische Konfession extra ins Griechische übersetzt und an die orthodoxe Kirche des Ostens geschickt, um auch sie mit ins Boot zu holen.

Gerade als eine solche gemeinsame Verständigung darüber, was man in der Bibel liest, sind die lutherischen Bekenntnisschriften eine wertvolle Leseanleitung. Ich bin nicht der erste, der die Bibel liest, sondern kann mir helfen lassen durch die Erfahrungen, die Christen von Anfang an bis heute beim Bibellesen gemacht haben. Ich bin eingebunden in eine lange Wirkungsgeschichte, die wie eine Landkarte hilft, sich in einem fremden Gelände zu orientieren. Aber sie ersetzt natürlich nicht die eigene Begegnung mit Wald, Wiese, Feld, Siedlungen und Menschen. In dem vorgegebenen Netzwerk der Karte muss ich meine eigenen Entdeckungen, Erkundungen und Erfahrungen sammeln. Aber sie hilft mir, mich nicht zu verirren und auf Abwege zu geraten.

Aber solche Bekenntnisse sind niemals so, dass sie für alle Zeiten abschließend sagen können, was jeder in seiner Zeit in seiner Lebenssituation zu sagen hat. Zu unsern Bekenntnisschriften gehört auch die Konkordienformel, die uns in vorbildlicher Weise zeigt, wie wir mit unterschiedlichen Meinungen umgehen sollten. Schon eine Generation nach der Reformationszeit hatte sich eine ganze Reihe Fragen ergeben, in denen sich Lutheraner unterschiedlich entschieden hatten, obwohl sie alle sich für schrift- und bekenntnistreu hielten. Da stellte man ruhig und sachlich die unterschiedlichen Positionen dar (status controversiae) und einigte sich dann auf eine gemeinsame Sicht, indem man genau bestimmte, was alle unbedingt für wichtig hielten (affirmativa) und was alle unbedingt ausgeschlossen wissen wollten (negativa). Dabei ließ man sich durchaus frühere Bekenntnisaussagen und auch Ausführungen Luthers dienen. Aber man behauptete nicht, alles sei doch längst entschieden, sondern man machte sich die Mühe, selbst nachzudenken und die eigenen Probleme selbst zu entscheiden.

5) Ich bin in der SELK geblieben, weil sie den Glauben an den dreieinigen Gott in der Rechtfertigungslehre mit einer bestimmten Sicht des Menschen verbindet.

Wir Menschen werden im lutherischen Bekenntnis so bestimmt, dass wir auf Rechtfertigung angewiesen sind, uns aber nicht selbst rechtfertigen können, sondern uns unser volles und endgültiges Lebensrecht von Gott schenken lassen müssen. Wir Menschen ruhen also nicht in uns selbst. Wir können nicht aus uns selbst ein unerschütterliches Selbstbewusstsein entwickeln, indem wir einfach sagen: Ich bin okay, du bist okay! Mach dein Ding! Verwirkliche dich selbst! Dann wirst du den Sinn deines Lebens entdecken.

Luthers reformatorischer Protest ist an der Frage des Ablasses entstanden. Er weigerte sich dagegen, dass man den getauften Menschen als so in Ordnung ansah, dass man sich mit dem Kauf eines Ablassbriefes als Zeichen des Bedauerns von seinen dunklen Seiten befreien könne. Luther sah es als geistlich unverantwortlich an, Menschen in Selbstsicherheit zu wiegen. Vielmehr müsse ein Mensch, seine völlige Abhängigkeit von Gott erkennen. Schließlich sind wir Geschöpfe Gottes; er hat uns gewollt, er hat uns das Leben geschenkt, er allein kann uns Lebensrecht zusprechen, er allein kennt den Sinn unseres Lebens, weil er allein weiß, was er mit uns vorhat, er allein kann unser Leben über unsern Tod hinaus ermöglichen, er allein weiß, wohin wir unterwegs sind.

Deshalb bleibt uns nichts anderes, als unsere Abhängigkeit von Gott anzunehmen – und uns ihrer zu freuen, in einer Freude der Buße, in der Dankbarkeit dafür, dass er uns haben will, verlässlich für uns sorgt und uns nach seinem Willen leitet. Es geht also nicht darum, sich irgendwie eine Freiheit ihm gegenüber zu erkämpfen und sich ihm gegenüber zu behaupten. Es geht allein darum, die Freiheit zu entdecken und zu leben, die bei ihm zu finden ist. Ich habe in meinem Leben erfahren, dass es wenig bringt, sich an irgendwelche Autoritäten anzulehnen, um den aufrechten Gang zu lernen. Denn ich gehöre zu der so genannten „vaterlosen“ Generation. Unsere Väter waren im Krieg geblieben. Damit musste man sich abfinden und versuchen, sich auch ohne Vaterfiguren im Leben zurechtzufinden. Schließlich muss jede und jeder darauf vertrauen, dass allein Gott einem das nötige Standing schenkt, auch wenn man oft seine engen Grenzen zu spüren bekommt und von neuem wieder aufstehen muss.

6) Ich bin *nicht* in unserer SELK geblieben, weil ich mich hier unter Gleichgesinnten geborgen fühle, die durch eine konservative Mentalität geprägt sind und sich modernen Entwicklungen entgegen stellen.

In der Geschichte unserer Kirche hat es genügend leidenschaftliche Versuche gegeben, sich der gesellschaftlichen Entwicklung lautstark hemmend zu widersetzen – freilich stets um den Preis, schließlich doch lautlos einlenken zu müssen. Man hat sich gegen demokratische Entwicklungen gewehrt, obwohl man selbst von ihnen profitiert hat. Man hat soziale Bestrebungen diffamiert, obwohl sie eigentlich doch sehr ähnliche Ziele verfolgten wie die Bibel selber; nur meinte man, Menschen seien gottlos, wenn sie für ihre Rechte selbst eintreten und im eigenen Interesse gegen soziale Missstände kämpften. Man hat sexuelle Tabus aufgestellt und sich doch um die unseligen Härten nicht gekümmert, die sich hinter solchen moralischen Fassaden versteckten. Man hat ein völkisches Denken unterstützt und dies später schamhaft verschwiegen. Man hat einen Erziehungsstil mit Hinweis auf Bibelworte gerechtfertigt und traumatische Wirkungen hingenommen. Die Bußfertigkeit, die die Kirche von jedem Einzelnen erwartet, hat sie selbst als Gemeinschaft kaum erkennen lassen. Nach lutherischem Verständnis ist auch die Kirche eine Sünderin. Aber das ist nicht der Grund, dass ich ihr treu geblieben bin.

7) Ich bin in unserer SELK geblieben, weil ich glaube, hier bei Jesus und seinem Wort bleiben zu können.

Es kommt ja letztlich nicht darauf an, wo ich hier im irdischen Wirrwarr bleibe, der zur Genüge auch in der Kirche herrscht. Entscheidend ist vielmehr, wo ich meine Bleibe im eigentlichen Sinne finde. „Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8,31-32). Das Wort „Wahrheit“ meint in diesem Zusammenhang nicht etwa klugen Durchblick und gescheite Informiertheit, die in Besserwisserei zu verkommen droht. Vielmehr redet Jesus hier als frommer Jude, der sich vor einer Übertretung des zweiten Gebots, den Namen Gottes nicht unnützlich zu führen, dadurch hütet, dass er den Namen Gottes überhaupt umgeht, indem er Stellvertreterwörter gebraucht wie etwa Himmel, wenn er von Gottes Reich spricht, oder hier Wahrheit, wenn er von Gottes Selbsterschließung spricht. Jesus meint also: Wenn wir bei ihm und seinem Wort bleiben, wird Gott sich uns zu erkennen geben und uns göttlichen Freiraum bei sich schenken. Während wir in unserer Welt immer nur so lange geduldet sind, bis wir verdrängt werden, schenkt Gott uns uneingeschränktes Bleiberecht. Weil unsere Kirche diese Botschaft weitergibt, deshalb ist es gut hier zu bleiben.